

sphären, von den Entstandardisierungen von Lebensphasen und dergleichen Welt- oder Gesellschaftsveränderndem mehr zwar als typische Exemplare langfristiger, keinesfalls aber zugleich als Beispiele irreversibler Transformationen dargestellt werden können. Dergleichen gilt auch für modernisierungstheoretische Basisinstitutionen, die ebensowenig als irreversible Errungenschaften qualifiziert werden sollten: weder regional, weder national noch global. Die Redeweise von den Unwiederkehrbarkeiten in der Moderne markiert, genau betrachtet, nichts anderes als einen generellen Mangel an Vorstellungsvermögen, die genauen raumzeitlichen Grenzen und Voraussetzungen von gesellschaftlichen Transformationen zu benennen. Gerade die Erfahrungen mit dem Jahr 1989 sollten zudem hinreichend verdeutlicht haben, daß Überraschungen trotz ihrer seltsamen selbstreferentiellen Eigenschaften einen legitimen Standplatz in der sozial- oder geschichtswissenschaftlichen Forschung okkupieren sollten.<sup>30</sup>

#### 4. Schluß – Setzungen

Mit diesem Aus- und Fernblick in die möglicherweise Unmöglichkeit von irreversiblen Bewegungen in historischer Zeit wurde mittlerweile überraschend viel an Neuland betreten, gestreift oder zumindest angedeutet, das innerhalb der normalgeschichtlichen Forschung, aber auch innerhalb der Sozialwissenschaften selbst, noch keinen etablierten Stellenwert besitzt. Aber diese Second-Order-Explorationen im Foersterschen Geist haben unter Umständen vor Augen geführt, daß Geschichte nicht nur geprägt ist von dem, was Historiker tun, sondern in ungleich größerem Maße von dem, was sie nicht tun. Und es wäre enorm viel gewonnen, würde der vorliegende Artikel als kleine Topographie davon verstanden werden, was alles nicht gesehen worden ist – und was alles gar nicht gesehen werden kann.

30 Vgl. John L. Casti, *Complexification. Explaining a Paradoxical World through the Science of Surprise*, New York 1994; ders., *Would-be Worlds. How Simulation is Changing the Frontier of Science*, New York u.a. 1997.

Christian Fleck/Albert Müller

## „Daten“ und „Quellen“

Wir wollen auf ein Problem aufmerksam machen, das unseres Erachtens häufig dann auftritt, wenn Historiker und Soziologen miteinander kommunizieren. Historiker und Soziologen konstruieren unterschiedliche ‚Welten‘, und diesen unterschiedlichen Weltkonstruktionen entsprechen unterschiedliche, disziplinär ausgeprägte Praktiken der Forschung und der Kommunikation über Forschung. Wir können keine Lösungen anbieten, sondern meinen, daß es notwendig ist, diesem Problem gezielter als bisher nachzugehen. Dies bedeutet Arbeit an einer Geschichte der Geschichte und einer Soziologie der Soziologie,<sup>1</sup> aber auch an einer Geschichte der Soziologie und einer Soziologie der Geschichte, also jeweils Selbstreferenz und Referenz auf die Disziplin vis-à-vis.

#### Ein Thema der Interdisziplinarität?

Häufig wurde das Problem der Kommunikation von Geschichtswissenschaft und Soziologie unter dem Titel Interdisziplinarität thematisiert. Diesen Begriff wollen wir nur in einem wissenschaftshistorischen Sinn verwenden; dann beschreibt er eine noch nicht an ihr Ende gekommene Phase in der Entwicklung der Disziplinen, in der ein (kein besonders großer) Teil der Vertreter einer Disziplin verkündet: Zur Lösung dieses oder jenes Problems, das man im Kontext einer disziplinären Arbeit gefunden hätte, genügen die Möglichkeiten der eigenen Disziplin nicht mehr, sondern die Zusammenarbeit mit einer anderen oder die Unterstützung durch eine andere wären erforderlich.

Die Idee der Interdisziplinarität wurde in den 1960er und 1970er Jahren unter

1 Eine solche Idee muß nicht ausschließlich, kann aber auch geschuldet sein: Heinz von Foerster, *Cybernetics of Cybernetics*, 2. Aufl., Minneapolis 1995. – Wir danken besonders Alexander Mejstrik für kritische Kommentare und Zeichnungen zu einer ersten Version dieses Artikels.

Wissenschaftlern ungeheuer populär und verselbständigte sich sehr rasch.<sup>2</sup> Bald war es nicht mehr das zu lösende Problem, das Interdisziplinarität evozierte, sondern es war die Interdisziplinarität, die sich gewissermaßen selbst hervorbrachte. Es ist bekannt, daß die gewiß zu hoch angesetzten Erwartungen nicht erfüllt wurden, auch gar nicht erfüllt werden konnten. Den Gründen dafür, die von vielen Wissenschaftlern als eine Art Betriebsgeheimnis angesehen werden, können wir hier nicht nachgehen. Wir beschränken uns auf die Beschreibung zweier paradoxer Effekte. Der erste besteht darin, daß Interdisziplinarität die Disziplinengrenzen nicht (wie vorgesehen) erodierte, sondern sie verstärkte:<sup>3</sup> Nirgends sonst als in Sitzungen von interdisziplinären Arbeitsgruppen konnte man so oft Worte hören wie „ich als Kunsthistoriker“, „ich als Archäologe“, „ich als Soziologe“ usf. Der zweite paradoxe Effekt trat nicht ganz so offensichtlich in Erscheinung, er ist aber ebenso signifikant. Interdisziplinarität hat die Lernfähigkeit beziehungsweise das Lernpotential einer Disziplin nicht erhöht, sondern mitunter gesenkt: Die Einsicht, daß die gegebenen Möglichkeiten einer Disziplin für die Lösung eines Problems nicht ausreichen, führte und führt nicht zu Anstrengungen, genau diese Möglichkeiten zu erweitern, sondern – interdisziplinär gedacht – dazu, Kollegen aus anderen Disziplinen in ein eigenes Projekt ‚hereinzuholen‘ und von diesen dann zu erwarten, daß sie das Problem lösen, worauf man – zurückgelehnt gewissermaßen – warten kann (oder muß).

Die Disziplinen Soziologie und Geschichte sind zwei typische Fälle von (oder für) Interdisziplinarität, und zwar in allen möglichen disziplinären Kombinationen; und dies heißt im Anschluß an das hier Vorgebrachte auch, daß ihr disziplinäres Selbstbewußtsein, ihr disziplinärer Eigensinn entsprechend zugenommen haben.

### Soziologie und Geschichte: eine lange (und problematische) Liaison

Hier soll das Verhältnis ‚zwischen‘ diesen beiden Disziplinen, die beide – in unterschiedlichen Perioden – den Anspruch erhoben haben, Leitwissenschaften zu sein, untersucht werden, und zwar mit einem Schwerpunkt auf der Situation im deutschsprachigen Raum und nur unter teilweiser Berücksichtigung anderer Wissenschaftskulturen. Obwohl wir die Bedeutung der programmatischen und kon-

2 Vgl. nur Jürgen Kocka, Hg., *Interdisziplinarität. Praxis – Herausforderung – Ideologie*, Frankfurt am Main 1987.

3 Dergleichen konnte man etwa auf dem Österreichischen Historikertag 1996 anlässlich eines Berichts über ein Projekt zur Geschichte der Moderne beobachten.

zeptuellen Arbeit Hans-Ulrich Wehlers<sup>4</sup> besonders hervorheben wollen, möchten wir betonen, daß Geschichte und Soziologie eine längere Liaison hinter sich haben; manchmal und immer wieder war sie spannend, häufig aber auch fade, und – in den Augen der Außenstehenden – ein wenig unanständig.

Es ist keine allzu gewagte Behauptung, daß sich Geschichte und Soziologie gewissermaßen wechselseitig hervorbrachten. Wir erinnern daran, daß die Geschichte in ihrer historistischen Konzeption unter anderem in einem Ausdifferenzierungsprozeß<sup>5</sup> gegenüber dem Genre der Staatsbeschreibungen<sup>6</sup>, das als eine Art Protozoologie angesehen werden kann, entstand.<sup>7</sup> Und wir erinnern daran, daß die Entstehung der deutschen Soziologie vor allem auch auf Distinktionsleistungen gegenüber der akademisch ausdifferenzierten Disziplin (und ‚Leitwissenschaft‘) Geschichtswissenschaft beruhte.<sup>8</sup> Daß viele der ‚Gründerväter‘ der Soziologie gerade im deutschsprachigen Raum – mit Karl Marx, Max Weber, Werner Sombart, aber auch Otto Bauer kann die Bandbreite hier skizziert werden – nicht nur historisch informiert waren, sondern auch selbst kompetent historische Forschung betrieben, ist zwar bekannt,<sup>9</sup> wird jedoch gerade in der Soziologiegeschichtsschreibung – als *own-story* der Soziologie – nicht weiter berücksichtigt.

Auf der Seite der Geschichtswissenschaft lassen sich für die Jahrzehnte vor und um 1900 zwei Modi beschreiben: einerseits die interessierte Rezeption der neuen Wissenschaft Soziologie beispielsweise durch Karl Lamprecht,<sup>10</sup> Ludo Moritz Hart-

4 Pars pro toto: Hans-Ulrich Wehler, *Geschichte als Historische Sozialwissenschaft*, Frankfurt am Main 1973.

5 Zur Logik der Ausdifferenzierung vgl. bes. Rudolf Stichweh, *Differenzierung des Wissenschaftssystems*, in: Renate Mayntz u. a., Hg., *Differenzierung und Verselbständigung. Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme*, Frankfurt am Main u. New York 1988, 45–115; vgl. weiters ders., *Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen*, Frankfurt am Main 1994.

6 Vgl. z. B. Mohammed Rasseem, Hg., *Geschichte der Staatsbeschreibungen. Anhand von Quellentexten 1456–1813*, Berlin 1994.

7 Vgl. dazu u. a. Wolfgang Küttler, Jörn Rüsen u. Ernst Schulin, Hg., *Geschichtsdiskurse 2. Anfänge modernen historischen Denkens*, Frankfurt am Main 1994.

8 Vgl. z. B. Philip Abrams, *Das Bild der Vergangenheit und die Ursprünge der Soziologie*, in: Wolf Lepenies, Hg., *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1981, 75–95; vgl. außerdem grundsätzlich Wolf Lepenies, *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*, München u. Wien 1985.

9 Vgl. z. B. Jürgen Kocka, Hg., *Max Weber, der Historiker*, Göttingen 1986; Pietro Rossi, *Vom Historismus zur historischen Sozialwissenschaft. Heidelberger Max Weber-Vorlesungen 1985*, Frankfurt am Main 1985; Eric Hobsbawm, *Karl Marx und die Geschichtswissenschaft*, in: *Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung*, Hg., *Marxismus und Geschichtswissenschaft*, Wien 1984, 1–16.

10 Vgl. z. B. Friedrich Jaeger u. Jörn Rüsen, *Geschichte des Historismus*, München 1992, 141 ff.

mann<sup>11</sup> und andere mehr, andererseits die (Wieder-)Herstellung einer disziplinären Ordnung zwischen den „Konkurrenzdisziplinen“<sup>12</sup> und die Rettung der Reinheit der Geschichtswissenschaften durch Vertreter des historistischen Paradigmas,<sup>13</sup> etwa durch Georg von Below<sup>14</sup>.

Unabhängig davon, welche wir nun als die faden oder die spannenden Episoden dieser Liaison erachten wollen, sollen einige davon hervorgehoben werden. Eine erste entsprach – wie gesagt – den soziologischen Gründerjahren, eine zweite folgte vor allem in den 1930er Jahren dem Ansatz, daß der (deutsche) „Volkskörper“, das „deutsche Volk“, das „Auslandsdeutschtum“ weder soziologisch noch historisch ausreichend beschrieben werden könnten.<sup>15</sup> Eine dritte knüpfte – wenngleich nach 1945 unter nun anderen Bedingungen – an die zweite an und läßt sich beschreiben als Beruhigung einer Phase heftiger wechselseitiger Wahrnehmung und Anerkennung und als Zeit der Kultivierung der etablierten Netzwerkstrukturen,<sup>16</sup> woraus sich erste dauerhaftere Ansätze zu „Interdisziplinarität“ ergaben. Eine vierte Epi-

sode war mit dem Namen Hans-Ulrich Wehler verbunden<sup>17</sup> und läßt sich fast mühelos als Modernisierung der Geschichte verstehen.

Wehlers Ideen beruhten auf einer bis dahin – wenigstens disziplinintern – kaum gekannten „Gnadenlosigkeit“ des Urteils über den vorherrschenden historistischen Traditionsstrang in den Geschichtswissenschaften.<sup>18</sup> (Wir verweisen stichwortartig auf den Kontext: Studentenbewegung, Popularisierung der Ideen der *Frankfurter Schule*, Reformuniversitäten usw.) Wehlers Ideen erscheinen heute als zugleich einfach und gut: Die Geschichtswissenschaft – vor allem in der Tradition des deutschen Historismus (beziehungsweise Neo-Historismus) – habe sich nicht nur (wissenschaftshistorisch) als Theorien zurückweisend, sondern auch konzeptuell als theorieunfähig erwiesen. Als eine Art angemessener Strategie mußte es nun naheliegender erscheinen, der Geschichtswissenschaft die Diskussionen anderer, ein bißchen ‚theoretischerer‘, Disziplinen vorzuführen, deren Theorien und Methoden sie auf den eigenen modifizierten Forschungsbereich übertragen sollte.<sup>19</sup> Die Problematik eines – wie auch immer ausgestatteten – theoretischen Steinbruchs wurde allerdings wenigstens von Wehlers Rezipienten weitgehend übersehen. Als das vermutlich noch größere Problem dieser so vorgestellten Historischen Sozialwissenschaft erwiesen sich allerdings die Konstruktionen „der“ Soziologie, „der“ Ökonomie und „der“ Psychoanalyse für und durch Historiker. Die eingangs erwähnten Paradoxien waren auch in der Rezeption Wehlers – in modifizierter Weise – wirksam: Historiker tendierten dazu, Wehlers Sammlung nicht als eine klug und ungewöhnlich informiert ausgewählte Textsammlung zu nehmen, sondern als definitive Beschreibung des jeweiligen Standes des Verhältnisses zu den benachbarten Disziplinen Soziologie, Ökonomie, Psychoanalyse. Nicht Öffnung, sondern (kognitive) Abschließung war nicht nur partiell die wohl nicht intendierte Folge von Wehlers so populär gewordenen Büchern. Es sollte sich herausstellen, daß sich die deutsche Historische Sozialwissenschaft vor allem auf Max Weber sowie auf den soziologischen Mainstream, die US-Makrosoziologie, den Königsweg der 1960er Jahre konzentrierte.

schaft nach 1945: Einsichten und Absichtserklärungen der Historiker nach der Katastrophe, in: Ernst Schulin, Hg., *Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg (1945-1965)*, München 1989, 1-37.

17 Vgl. Wehler, *Historische Sozialwissenschaft*, wie Anm. 4.

18 Aus einer Reihe glänzender Polemiken Wehlers verweisen wir besonders auf Hans-Ulrich Wehler, *Geschichtswissenschaft heute*, in: Jürgen Habermas, Hg., *Stichworte zur ‚Geistigen Situation der Zeit‘*, Bd. 2, Frankfurt am Main 1979, 709-753.

19 Vgl. dazu bes. die drei einflußreichen Sammelbände: Hans-Ulrich Wehler, Hg., *Geschichte und Soziologie*, Köln 1972; ders., Hg., *Geschichte und Ökonomie*, Köln 1974, ders., Hg., *Geschichte und Psychoanalyse*, Köln 1971.

11 Vgl. z. B. Günter Fellner, Ludo Moritz Hartmann und die österreichische Geschichtswissenschaft. Grundzüge eines paradigmatischen Konfliktes, Wien u. Salzburg 1985.

12 Lepenies, *Drei Kulturen*, wie Anm. 8.

13 Die das normative Programm des Historismus begleitenden Homogenisierungsercheinungen wurden in letzter Zeit häufiger untersucht. Vgl. nur Wolfgang Weber, *Priester der Klio. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der Geschichtswissenschaft 1800-1970*, 2. Aufl., Frankfurt am Main u. a. 1987.

14 Vgl. etwa Georg von Below, *Soziologie als Lehrfach*, München 1920; ders., *Soziologie als Hochschulreform*, in: *Weltwirtschaftliches Archiv* 16 (1921), 512 ff.; zu Below vgl. z. B. Otto Gerhard Oexle, *Ein politischer Historiker: Georg von Below (1858-1927)*, in: Notker Hammerstein, Hg., *Deutsche Geschichtswissenschaft um 1900*, Stuttgart 1988, 283-312; ders., *Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus. Studien zu Problemgeschichten der Moderne*, Göttingen 1996, 121 ff.

15 Zur Kooperation von Soziologen, Historikern, Geographen, Ökonomen u. a. vgl. nun Jörg Gutberger, *Volk, Raum und Sozialstruktur. Sozialstruktur- und Sozialraumforschung im ‚Dritten Reich‘*, Münster 1996; vgl. auch Karen Schönwälder, *Historiker und Politik, Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus*, Frankfurt am Main u. New York 1992.

16 Vgl. Winfried Schulze, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 1989; ders., *Die Geschichtswissenschaft nach der ‚Deutschen Katastrophe‘*, in: Frank Niess, Hg., *Interesse an der Geschichte*, Frankfurt am Main u. New York 1989, 13-23; ders., *Der Wandel des Allgemeinen: Der Weg der deutschen Historiker nach 1945 zur Kategorie des Sozialen*, in: Karl Acham u. ders., Hg., *Teil und Ganzes. Zum Verhältnis von Einzel- und Gesamtanalyse in Geschichts- und Sozialwissenschaften*, München 1990, 193-216; ders., *Der Neubeginn der deutschen Geschichtswissen-*

Die große Vielfalt weiterer soziologischer Denktraditionen und -gegenwarten blieb dagegen meist unbeachtet.

In einer neuen Phase erweiterten und öffneten sich die Rezeptionshaltungen unter den Vorzeichen einer weiten thematischen Streuung und eklektischer Grundpositionen – der Begriff der Postmoderne beschreibt diese Situation nur sehr ungenau. In den 1980er Jahren breiter einsetzende Neuorientierungen an qualitativer historischer Forschung, Frauen- und Geschlechtergeschichte, neuer Kulturgeschichte, Biographieforschung, Mentalitätsgeschichte, *Microstoria* und andere mehr erweiterten und pluralisierten die Rezeption soziologischer Theorien, ohne daß weiter am Konzept eines einheitlichen Theoriegebäudes festzuhalten war. Bezeichnender- wie bedauerlicherweise wurde diese Entwicklung nicht als Fortführung und Einlösung von Konzepten der Historischen Sozialwissenschaft, sondern häufig als dezidiert gegen diese gerichtet verstanden.<sup>20</sup> Diese zumeist gegenseitige Abgrenzungstendenz setzt sich bekanntlich bis zu neuen Denominationen, etwa der Historischen Anthropologie, fort.<sup>21</sup>

Wie es problematischen Liaisonen eigentümlich ist, sind die Beteiligten nicht in jedem Moment gleichen Sinnes. Das Feld Geschichte hatte am Beginn der Institutionalisierung der Soziologie im deutschsprachigen Raum für diese eminente Bedeutung, etwa bei Max Weber, Georg Simmel, Ferdinand Tönnies usw. Auch im Kontext der Deutschen Soziologie wurde die Integration der Geschichte in die Soziologie und Sozialforschung gefördert.<sup>22</sup> Nach 1945 verlor aber Geschichte im deutschsprachigen Raum für die sich verwestlichende Soziologie zunehmend an Bedeutung.<sup>23</sup> Soziologen, die sich – wie beispielsweise Norbert Elias<sup>24</sup> – dezidiert

20 Dissente Stimmen, wie jene von Reinhard Sieder, Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft?, in: *Geschichte und Gesellschaft* 20 (1994), 445–468, bes. 465, wurden bis jetzt in diesem Punkt nicht gehört.

21 Der initiale Artikel für die Etablierung der neueren Historischen Anthropologie im deutschsprachigen Raum, kann – ist man nicht in Meinungsverschiedenheiten zwischen ‚Bielefeld‘ und ‚Göttingen‘ involviert – auch als konsequente Fortführung einer Geschichte als Historischer Sozialwissenschaft (mit erweitertem sozialwissenschaftlichem und historischem Programm) gelesen werden. Vgl. Hans Medick, „Missionare im Ruderboot“? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984), 295–319; überarbeitete Fassung in: Alf Lüdtke, Hg., *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt am Main u. New York 1989, 48–84.

22 Zur ‚Deutschen Soziologie‘ vgl. Otthein Rammstedt, *Deutsche Soziologie 1933–1945. Die Normalität einer Anpassung*, Frankfurt am Main 1985.

23 Einer Art ‚Wehler-Effekt‘ zuzuschreiben war wohl die Publikation von Peter Christian Ludz, Hg., *Soziologie und Sozialgeschichte. Aspekte und Probleme*, Opladen 1973, als Sonderband des Zentralorgans der BRD-Soziologie, der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*.

24 Aus seinen Hauptwerken vgl. nur Norbert Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogene-*

mit Geschichte beschäftigten, blieb lange nur eine Außenseiterposition.<sup>25</sup> Erst seit den 1970er Jahren, als Modernisierungstheorien zunehmend als eine Alternative zum Historischen Materialismus diskutiert wurden,<sup>26</sup> änderte sich das Verhältnis insofern, als Geschichte nun als – mehr oder minder brauchbarer – Materialsteinbruch angesehen wurde. Eine kritische und systematischere Aneignung von Ergebnissen der Geschichtswissenschaft oder gar eigene Forschungen am historischen Material unterblieben weitgehend, wenn wir von der damals noch kleinen Schar von Elias-Adepten<sup>27</sup> oder – als Kontrastprogramm – von Vertretern der Historischen Sozialforschung<sup>28</sup> und einzelnen bedeutenden Ausnahmen – zu nennen ist hier besonders Niklas Luhmann<sup>29</sup> – absehen.

Ganz anders – dies soll hier nur kurz erwähnt werden – verlief die Entwicklung weiter im Westen: In der französischen Soziologie, etwa im Umfeld von Pierre Bourdieu und der Zeitschrift *Actes de la recherche en sciences sociales*<sup>30</sup> wurden historische Wissensbestände nicht nur rezipiert, sondern auch produziert.<sup>31</sup> In England und Nordamerika kam es nicht zur Etablierung einer eigenen soziologischen Teildisziplin, der *Historical Sociology*,<sup>32</sup> sondern führende Soziologen integrierten ganz umstandslos Geschichte in ihr soziologisches Werk. So unterschiedliche Autoren wie Erving Goffman, Anthony Giddens oder Richard Sennett können hier genannt werden.

tische und psychogenetische Untersuchungen (1939), 2 Bde., Bern 1969; ders., *Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie*, Darmstadt u. Neuwied 1969.

25 Vgl. nun Kurt-Siebert Rehberg, Norbert Elias – ein etablierter Außenseiter, in: ders., Hg., *Norbert Elias und die Menschenwissenschaften. Studien zur Entstehung und Wirkungsgeschichte seines Werkes*, Frankfurt am Main 1996, 17–39.

26 Vgl. u. a. Hans-Ulrich Wehler, *Modernisierungstheorie und Geschichte*, Göttingen 1975.

27 Immer noch repräsentativ: Peter Gleichmann, Johan Goudsblom u. Hermann Korte, Hg., *Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie*, Frankfurt am Main 1977; dies., Hg., *Macht und Zivilisation. Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie 2*, Frankfurt am Main 1984.

28 Vgl. dazu Heinrich Best u. Wilhelm Heinz Schröder, *Quantitative historische Sozialforschung*, in: Christian Meier u. Jörn Rüsen, Hg., *Historische Methode*, München 1988, 235–266; Dieter Ruloff, *Historische Sozialforschung. Einführung und Überblick*, Stuttgart 1985.

29 Unter zahlreichen Beispielen vgl. bes. Niklas Luhmann, *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt am Main 1982.

30 Seit 1975.

31 Vgl. dazu z. B. Pierre Bourdieu u. Loïc J. D. Wacquant, *Reflexive Anthropologie*, Frankfurt am Main 1996, 120 ff.

32 Dennis Smith, *The Rise of Historical Sociology*, Cambridge u. Oxford 1991.

## Schematisierung

Diese grobe wissenschaftshistorische Skizze der Beziehungen von Geschichte und Soziologie – wir sind uns ihrer Schwächen und Verkürzungen bewußt – ermöglicht unter anderem den Entwurf einer Typologie dieser Beziehungen.

	Soziologie	Geschichte
Typus I: Betonung der eigenen Position	weitere Ausdifferenzierung Grenzbeziehungen	
Typus II: Entdecken der Nützlichkeit des Vis-à-vis	benützt Geschichte als Fakten- und Datensteinbruch	benützt Soziologie als Theorien- und Methodensteinbruch
Typus III: Entdecken der wechselseitigen Abhängigkeit	Versuch einer (Teil-)Amalgamierung	

Die gemeinsame Voraussetzung für die hier idealtypisch konstruierten Reaktionsmuster ist die jeweilige Entdeckung, daß den beiden Disziplinen (Forschungs-) Gegenstände gemeinsam sind. Familienhistoriker entdecken beispielsweise, daß es eine ‚Familiensoziologie‘ gibt; oder Historiker bemerken, daß das historische Phänomen soziale Ungleichheit von Soziologen auf verschiedene Weise konzipiert und untersucht wurde. Umgekehrt entdecken Soziologen, daß ihre (möglichen) Forschungsgegenstände beziehungsweise Forschungseinheiten Gesellschaft, Staat, Nation nicht nur Phänomene von heute sind, sondern ihre Geschichte haben, die über die Kategorie eines *error-term* hinaus systematisch von Interesse sein kann. Solche Entdeckungen sind meist trivial, viele können gemacht werden.

Auf eine solche Entdeckung kann nun in verschiedener Weise reagiert werden. Eine erste Variante – wohl die häufigste – besteht im Bemühen, den Gegenstand als Forschungsgegenstand vollständig in den eigenen disziplinären Bereich zu integrieren und gleichzeitig die (kognitiven und sozialen) Disziplinargrenzen zu konfirmieren und zu verstärken – nicht zuletzt unter Gebrauch stereotyper Etiketten für die jeweilige Disziplin vis-à-vis: Soziologen würden den Bereich des Vergangenen gar nicht erforschen können, sie wären ja Soziologen; Historikern fehlten die Begriffe, um soziale Phänomene angemessen beschreiben oder analysieren zu können usf. Derartige wechselseitige Etikettierungen finden nur selten ihre schriftliche Form und somit Eingang in die offiziellen wissenschaftlichen Diskurse. In Instituten und Fakultäten jedoch sind sie vielfach Teil stabilisierter Überzeugungen. Oft genügt es, zur wechselseitigen Desavouierung zu sagen, dieser sei ja Soziologe, jener sei ja Historiker.<sup>33</sup>

33 Dem (gelernten) Historiker unter den Autoren dieses Beitrags passierte es einmal auf einer

In einer zweiten Variante wird die relative Nützlichkeit der Disziplin vis-à-vis gesehen. Ad hoc brauchbar erscheinende Teile – kognitive Partikel gewissermaßen – werden rezipiert und in die eigene (disziplinspezifische) Argumentation integriert; der Entstehungskontext wie der Kontext der Diskussion des Rezipierten und Übernommenen werden allerdings meist beiseite gelassen. Die Rede vom Steinbruch erscheint hier durchaus angebracht. Historiker nutzten – innerhalb dieses Musters – etwa von Soziologen formulierte Theorien, um Probleme zu formulieren oder auch um Material zu ‚erklären‘,<sup>34</sup> Soziologen hingegen tendierten dazu, Forschungsergebnisse von Historikern als Daten oder jedenfalls als empirisch gesicherte Fakten in ihre Argumentationen zu übernehmen.<sup>35</sup>

Die dritte Variante ist gewiß die seltenste und trat als ‚reiner‘ Typus kaum auf: Es handelt sich um den lange in die Marginalisierung führenden Versuch, aus strategischen Gründen Disziplinargrenzen zu mißachten und/oder zu erodieren und die Disziplinen zu amalgamieren. Möglicherweise kann Norbert Elias als ein Vertreter dieser Variante angesehen werden. Amalgamierungstendenzen sind auch dort dominant, wo die disziplinäre Forschung aufgegeben wurde zugunsten einer in unterschiedlichem Ausmaß ‚gegenstandszentrierten‘: also etwa in den *gender studies*, *black studies*, *cultural studies*, *gay & lesbian studies* made in USA.<sup>36</sup>

## Hypothesen

Wenn wir behaupten, daß die Anstrengungen, Geschichte und Soziologie – und beide Disziplinen mit anderen Disziplinen – nachhaltig zu verbinden, in vielen Fällen bis jetzt gescheitert sind, müssen wir versuchen, Gründe dafür zu finden.

Konferenz von Historikern, daß ein älterer Kollege seinen Dissens mit dem Referat des Autors so zum Ausdruck brachte: „Sie sind ja Soziologe!“ Dem Soziologen wurde einmal von einem Vorgesetzten empfohlen, seiner „Eignung“ gemäß „politisch motivierten zeithistorischen Analysen“ nachzugehen.

34 Zwei ‚Klassiker‘ dazu: Jürgen Kocka, Hg., *Theorien in der Praxis des Historikers*, Göttingen 1977; ders. u. Thomas Nipperdey, Hg., *Theorie und Erzählung in der Geschichte*, München 1979. Vgl. Josef Meran, *Theorien in der Geschichtswissenschaft. Die Diskussion über die Wissenschaftlichkeit der Geschichte*, Göttingen 1985.

35 Vergleichbare ‚Übernahmen‘ finden wir auch bei Augenzeugenberichten. Vgl. z. B. Christian Fleck u. Albert Müller, Bruno Bettelheim and the Concentration Camps, erscheint in: *Journal for the History of the Behavioral Sciences* 1997.

36 Die mit diesen Schlagworten angezeigte Entwicklung, gegen die sich das mitteleuropäische Universitätssystem bisher weitgehend resistent zeigte, könnte ihrerseits spezifische Problemlagen kreieren. Man denke nur an ‚nicht-disziplinäre‘ Fächer wie die „Erziehungswissenschaften“.

Eine erste Hypothese wird sich zweifellos mit dem Hinweis auf die zu konstatierende Persistenz einmal ausdifferenzierter, akademisch institutionell verankerter Disziplinen formulieren lassen. Diese Hypothese scheint soweit durch verschiedene Befunde abgesichert, daß ihr hier nicht weiter nachgegangen werden muß.<sup>37</sup>

Eine zweite Hypothese zielt auf eine, aus der Ausdifferenzierung der Disziplinen wohl nur zum Teil resultierende, prekäre Situation einer (systematischen?) Kommunikationsschwierigkeit. Sie gründet sich – wie wir hier einmal generalisierend annehmen – auf einige wenige Faktoren. Zwar nehmen Historiker und Soziologen gewöhnlich an, daß sie über eine prinzipiell gleiche Welt sprechen würden, mit dem Unterschied, daß sich Soziologen auf Kenntnisse dieser Welt als einer Welt ‚dort draußen‘, Historiker aber auf Kenntnisse von ihr als einer Welt ‚von gestern‘ spezialisiert haben. Der je spezifische empirische Zugang zu diesen Welten ist aber, erstens, nach wie vor grundlegend verschieden. Dazu kommt, zweitens, eine spezifisch unterschiedliche Relation zwischen Theorieorientierungen und empirischen Praktiken, die noch weitgehend der alten Unterscheidung zwischen nomothetischen und idiographischen Wissenschaften entspricht. Diese beiden Unterschiede selbst führen nun – wie wir glauben – dazu, daß die jeweiligen Weltkonstruktionen nur unter großen Schwierigkeiten kompatibel gemacht werden können.

### Welt ‚dort draußen‘ und Welt ‚von gestern‘

Nur wenige Soziologen würden für sich in Anspruch nehmen, was Anselm Strauss und Juliet Corbin ohne zu zögern so formulierten: über eine Methode zu verfügen, die Entdeckungen zu machen erlaubt.<sup>38</sup> Bescheidener bringt beispielsweise William F. Whyte sein Credo zum Ausdruck, wenn er zu Beginn seiner Autobiographie schreibt: „I want to explain what is out there.“<sup>39</sup> Für einen Feldforscher wie Whyte ein überraschend starker Anspruch, geben sich doch viele andere damit zufrieden,

37 Vgl. Tony Becher, *Academic Tribes and Territories. Intellectual Enquiry and the Culture of Disciplines*, Milton Keynes, Bristol u. Bury St. Edmunds 1989; aus anderer Perspektive: Rudolf Stichweh, *Wissenschaftliche Disziplinen: Bedingungen ihrer Stabilität im 19. und 20. Jahrhundert*, in: Jürgen Schriewer, Edwin Keiner u. Christophe Charle, *Sozialer Raum und akademische Kulturen. A la recherche de l'espace universitaire européen*, Frankfurt am Main u. a. 1993, 235–250.

38 Anselm Strauss u. Juliet Corbin, *Grounded Theory: Grundlegung Qualitativer Sozialforschung*, Weinheim 1996, 1. (Orig.: *Basics of Qualitative Research. Grounded Theory Procedures and Techniques*, Newbury Park 1990).

39 William Foote Whyte, *Participant Observer. An Autobiography*, Ithaca 1994, 4.

die Welt ‚dort draußen‘, wenn es geht: „dicht“, zu beschreiben.<sup>40</sup> Unter Soziologen herrschte jedenfalls Einigkeit darüber, daß es eine Welt ‚dort draußen‘ gebe, die entdeckt, beschrieben oder erklärt werden könne. Die Mehrheit der Soziologen erhebt Informationen als Daten, transformiert diese Daten in numerische Werte und rechnet dann mit diesen. Andere Soziologen schreiben Feldnotizen oder führen offene Interviews durch, verschriftlichen diese anschließend und kodieren Textteile. Danach fassen sie die komprimierten Informationen zusammen und formulieren Ergebnisse, die über die Welt ‚dort draußen‘ etwas auszusagen beanspruchen. Der hier skizzierte Prozeß der Informationsreduktion ist für die Soziologie grundlegend: Selbst noch dort, wo Einzelfallanalysen benutzt werden, interessiert den professionellen Soziologen nicht Wlodek Wisznienski<sup>41</sup>, sondern dessen Biographie als Fall des allgemeineren Musters, hier: eines Immigrantenschicksals. Historiker dagegen sind gehalten, sich mit der Singularität eines bestimmten Quellenbefundes zu beschäftigen.

Verkürzend wollen wir behaupten: Die ‚Daten‘ der Soziologen sind von der Welt ‚dort draußen‘ weiter entfernt als die ‚Quellen‘ der Historiker von deren Welt ‚von gestern‘. „Daten“ sind Ergebnisse eines Meß- oder Beobachtungsversuches, also Teil der Sphäre Forschung und ihrem Zugriff unterworfen. „Quellen“ dagegen werden häufig als unmittelbarer Teil der Welt ‚von gestern‘ angesehen, was etwa im Begriff der „Überreste“ zum Ausdruck kam,<sup>42</sup> auch wenn dabei ignoriert wurde und wird, daß sie erst durch den vielfältigen Zugriff der Historiker – von der Archivierung, Skartierung bis zur Lektüre und Interpretation – ihren Status erhalten. Quellen wird traditionell *Sacrosanctitas* zugeschrieben.

Woraus besteht für Soziologen die Welt ‚dort draußen‘? In fast schon unzulässiger Vereinfachung könnte man formulieren, daß sie bevölkert wird von Statusinhabern, Rollen, Werten, Normen, Gruppen, Strata, Klassen, Ideen, Institutionen etc. Nur den Studienanfängern erscheint die Welt ‚dort draußen‘ bevölkert von Menschen. Die Lehrenden werden nicht müde, ihnen auseinanderzusetzen, daß die Soziologie mit den Menschen so wenig am Hut hätte, wie aus dem Umstand

40 Vgl. dazu u. a. Martyn Hammersley, *What's wrong with Ethnography? Methodological Explorations*, London u. New York 1992.

41 Dessen selbst verfaßte Lebensgeschichte spielt bei William I. Thomas u. Florian Znaniecki, *The Polish Peasant in Europe and America*, Boston 1918–1920, eine wichtige Rolle

42 Von Johann Gustav Droysen, *Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte*, hg. v. Rudolf Hübner, 8. unv. Aufl., München u. Wien 1977, 37 ff., stammt die Unterscheidung des „historischen Materials“ in „Quellen“, „Überreste“ und „Denkmäler“. Diese Termini sind zwar verschiedentlich in quellenkundliche Terminologien übernommen worden; ihr Bedeutungsgehalt hat sich jedoch seit Droysen vielfach verändert.

gleicher Stammsilben eine Verwandtschaft zwischen Soziologie und Sozialismus hergeleitet werden kann.

Auch der Geschichtswissenschaft geht es – trotz einschlägiger Buchtitel wie *Der Mensch der Renaissance* – gewöhnlich nicht um den Menschen, sondern um ein sich laufend veränderndes Set an interessierenden Forschungsthemen ganz unterschiedlichen Zuschnitts. Was jedoch von der Geschichtswissenschaft gerne betont wird, ist ein explizites Identifikationsangebot an die Laien, das etwa in der verbreiteten Behauptung, daß man die Gegenwart nur aus der Vergangenheit heraus verstehen könne oder daß man das Alte im Neuen suchen müßte, zum Ausdruck kommt.

Die Objekte, denen sich vollsozialisierte Mitglieder der Soziologenzunft in Erkenntnisabsicht zuwenden, besitzen, wie man sagen könnte, unterschiedliche materielle Dichte. Manche dieser Entitäten weisen eine dinglichere Gestalt auf als andere, aber viele existieren letztlich nur, weil Akteure sie repräsentieren und reproduzieren, und ein nicht unwesentlicher Teil dieser Welt setzt sich aus Wesen zusammen, die einst von (Sozial-)Wissenschaftlern geschaffen wurden und in der Folge Teil des Alltags geworden sind, beispielsweise Kenndaten wie Arbeitslosenraten und Wohlstandsindikatoren, Begriffe wie Entfremdung, Statussymbol, Minderwertigkeitskomplex, Charisma und Rückfallkriminalität.

Historiker beharren gewöhnlich auf der Materialität ihrer Quellen und schreiben dieser sogar Beweiskraft zu. Und sowohl der spezifische Umgang der Historiker mit ihrem Material als auch ihre Arbeit insgesamt wirken auf die Gesellschaft zurück. Zu erinnern ist hier nur an den Umstand, daß historische Dokumente in Ausstellungen breitenwirksam präsentiert werden, als auch auf die ‚konstruktive‘ Rolle, die Historiker bei Erfindung und Beibehaltung von Tradition haben.<sup>43</sup>

Zwischen den gewöhnlichen Leuten und den (theoretischen) Erklärungen errichtet die Soziologie eine Zwischenwelt der soziologischen Begriffe und der diesen korrespondierenden Daten. Das, worüber die Soziologie spricht, ist nicht die gewöhnliche Welt, sondern deren ‚Bild‘ in Form von originär soziologischen Konzepten wie Status, Rolle, Bezugsgruppe. Diese Welt – und viele Soziologen sind in diesem Punkt insofern schlampig, als sie die Unterscheidung zwischen der Welt ‚dort draußen‘ und der Welt ihres ersten begrifflichen Bildes nicht immer sehen –, wird so betrachtet, als werde sie von dem gewöhnlichen Verstande verborgen bleibenden Mächten regiert. Durkheim führte dafür eine eigene ontologische Sphäre

43 Vgl. generell Eric Hobsbawm u. Terence Ranger, Hg., *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983.

ein – *fait social* (der von den einen als sozialer, von anderen als soziologischer Tatbestand übersetzt wird):

Hier liegt also eine Klasse von Tatbeständen von sehr speziellem Charakter vor: sie bestehen in besonderen Arten des Handelns, Denkens und Fühlens, die außerhalb der Einzelnen stehen und mit zwingender Gewalt ausgestattet sind, kraft deren sie sich ihnen aufdrängen.<sup>44</sup>

Seit ihren Anfängen prahlen Soziologen – und nicht nur sie, sondern auch andere Sozialwissenschaftler – damit, sie wüßten, was dahinter stecken würde, wären in der Lage anzugeben, was die Welt zusammenhalten oder was sie regieren würde. Sprach Friedrich Engels einst von den „treibenden Mächten (...) hinter den Beweggründen der geschichtlich handelnden Menschen“, <sup>45</sup> verstieg sich Ludwig Gumplowicz gar zu der Behauptung, nicht der einzelne Mensch, sondern die soziale Gemeinschaft, der er angehöre, würde in ihm denken.<sup>46</sup> Das jahrzehntelang propagierte Versprechen, die Gesetze des Sozialen finden zu können, die für das tatsächlich auftretende Verhalten von Menschen verantwortlich wären, beförderte das Ansehen der damals jungen Sozialwissenschaften. Für unseren Zusammenhang ist nun weniger wichtig, welche Windungen und Wendungen dieses Versprechen im Laufe der Zeit annahm, sondern nur die Hervorhebung des doppelten Bodens der Welt ‚dort draußen‘: Reale Objekte, die der gemeine Mensch auch so sehen kann, und eine dahinter stehende, darunter liegende oder darüber schwebende Struktur, die wahrzunehmen nur dem geschulten Verstande möglich ist.

Das meinte Durkheim, als er apodiktisch forderte, die sozialen Tatbestände „wie Dinge“ zu betrachten, wozu man eigens ausgebildete Fachkräfte, Soziologen, benötigen würde. Die Brücke zwischen der gewöhnlichen Welt ‚dort draußen‘ und dem, was Soziologen daran interessiert, den soziologischen Tatbeständen, bilden die Daten. Nicht die Phänomene selbst, sondern nur Propositionen über sie – als Begriffe oder soziologische Tatbestände – finden in soziologische Theorien Eingang, und Daten sind Aussagen über beobachtete oder beobachtbare Eigenschaften eines konkreten Phänomens, und nicht dieses selbst. Die Unterscheidung zwischen Welt, Beobachtungsdatum und Begriff ist wesentlich, weil in ihr die Differenz zwischen beobachtbaren empirischen Regelmäßigkeiten und theoretischen Gesetzmäßigkei-

44 Emile Durkheim, *Die Regeln der soziologischen Methode* (1895), Frankfurt am Main 1984, 107.

45 Friedrich Engels, Ludwig Feuerbach und der Ausgang der deutschen Philosophie, in: MEW 21, 299.

46 Vgl. Ludwig Gumplowicz, *Grundriß der Soziologie*, Innsbruck 1926, 172.

ten begründet liegt. Mit Durkheims soziologischen Tatbeständen (*faits sociaux*) einerseits und den Daten andererseits werden also prinzipiell andere ontologische Ansprüche erhoben als jene, die Historiker an die Quellen herantragen. Quellen sind „alle Texte, Gegenstände oder Tatsachen, aus denen Kenntnis der Vergangenheit gewonnen werden kann“. <sup>47</sup> Was der Historiker als Quelle ansieht, hat einst ein gemeiner Mensch zum Beispiel als Zahlungsmittel, Schriftstück, Werkzeug oder was immer sonst hergestellt oder benutzt. Ein wichtiger Punkt scheint der zu sein, daß es Historiker als ihre Aufgabe sehen, sich mit dem historischen Akteur gewissermaßen darüber einig zu sein, was der jeweilige Gegenstand, der nun durch den Historiker in den Quellenstatus gesetzt wird, war oder sein sollte. Eine davon verschiedene Ebene der soziologischen Tatbestände, eine hinter den Quellen befindliche Struktur wird vom gewöhnlichen Historiker meist nicht behauptet, jedenfalls findet sich derartiges Wissen nicht als Bestandteil der elementaren Einführung in die Quellenkunde. Weitergehende Interpretationen im Sinne von Abstraktionsleistungen oder Verallgemeinerungen sollten nur unter strikt kontrollierten Bedingungen möglich sein.

Hingegen wird schon dem Anfänger der Soziologie klar gemacht, daß die Daten – im Gegensatz zu den Quellen der Historiker – nicht etwas sind, was die Welt ‚dort draußen‘ uns – willkürlich oder unwillkürlich – hinterlassen hat, sondern von uns Soziologen konstruiert wird: „Daten sind das Ergebnis von begrifflich strukturierten und durch theoretische Annahmen gelenkten, systematischen und kontrollierten Beobachtungen des Verhaltens bzw. der Eigenschaften sozialer Phänomene. Weder die Beobachtungen noch die beobachteten Eigenschaften sind also selbst schon Daten.“ <sup>48</sup> Thomas P. Wilson hat die Unterscheidung zwischen Daten erster und zweiter Ordnung eingeführt, um zwischen Fakten von der Art eines Mordes und einer Mordrate zu unterscheiden. <sup>49</sup> Eine bestimmte Folge von Handlungen, an deren Ende eine Person tot ist, wird nur unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen als Mord klassifiziert – es könnte auch Notwehrüberschreitung, Totschlag oder Hilfe zum Selbstmord oder ein Unfall gewesen sein. Wenn allerdings etwas einmal als Mord klassifiziert ist, dann können alle in einem Zeitintervall auftretenden gleichartigen Ereignisse addiert und entlang bestimmter Konventionen zu Mordraten errechnet werden.

47 So die oft zitierte Definition von Paul Kirn, Einführung in die Geschichtswissenschaft, 5. Aufl., Berlin 1969, 29.

48 Renate Mayntz, Kurt Holm u. Peter Hübner, Einführung in die Methoden der empirischen Soziologie, 5. Aufl., Opladen 1978, 33.

49 Vgl. Thomas P. Wilson, Qualitative „versus“ quantitative Methoden in der Sozialforschung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 34 (1982), 487–508.

Nun ist zweifellos zuzugestehen, daß die Lehre von den Daten in der Soziologie weitaus weniger konsensuell abgesichert ist als die kodifizierte Quellenkunde in der Geschichtswissenschaft. Durkheims Ontologie wird nicht von allen Soziologen geteilt und die feine Unterscheidung von Phänomen, Beobachungsdatum und Begriff nicht immer beachtet.

Der entscheidende Punkt ist hier aber nicht der Hinweis auf die unterschiedliche Verankerung des jeweiligen disziplinären Selbstverständnisses, sondern das Insistieren darauf, daß Historiker für gewöhnlich mit Elementen, die der Welt ‚von gestern‘ selbst zugerechnet werden, hantieren, um ihre Interpretationen zu verfassen, während Soziologen die Welt ‚dort draußen‘ nur als – zumeist unfreiwilligen – Lieferanten von Daten betrachten. Hier ist es angebracht, zwischen zwei Varianten soziologischer Forschungspraxis zu unterscheiden, weil jede eine etwas andere Sicht der Beziehung zur Welt ‚dort draußen‘ nach sich zieht.

Von Luhmann stammt die Unterscheidung, wonach die gewöhnliche Sozialforschung Antwort auf die Frage „Was ist der Fall?“ sucht, während die mehr theoriegeleitete Forschung danach strebt, Antworten auf die Frage „Was steckt dahinter?“ zu geben. <sup>50</sup> Verfolgt man diese Unterscheidung etwas weiter, zeigt sich tatsächlich ein Unterschied in der Forschungspraxis. Das breite Feld der deskriptiven Forschung – von der Soziographie, Feldforschung, Demoskopie bis zur Sozialberichterstattung – zieht aus den Objekten der Welt ‚dort draußen‘ eine Stichprobe und beschreibt nach deren Befragung, Messung oder sonstwie veranstalteten Untersuchung, was sie über diese Welt herausgefunden hat. Hingegen leitet die theorieorientierte Forschung aus dem Korpus bisher akkumulierter Theorien Begriffe ab, die in der Folge operationalisiert werden, wobei aus expliziten Theorien gewonnene Indikatoren die Brücke zur Welt ‚dort draußen‘ bilden.

Die Differenzen zwischen diesen beiden Forschungsstilen sind in vielerlei Hinsicht bemerkenswert, brauchen hier aber nicht weiter verfolgt zu werden. Wohl aber ist auf eine Gemeinsamkeit hinzuweisen, die darin besteht, daß in beiden Fällen die Welt ‚dort draußen‘ im allgemeinen auf eine Stichprobe, die man zieht, reduziert wird – und die Ergebnisse daher bestenfalls anhand einer anderen Stichprobe überprüft werden können. Die statistische Basisannahme der Homogenität der Population und der Möglichkeit, verschiedene Stichproben zu ziehen, kollidiert dann häufig mit faktischer Rückkoppelung, zwischenzeitig eingetretenen Lerneffekten oder anderen Änderungen der Merkmalsverteilung in der Population.

Der springende Punkt ist nun der, daß in beiden Varianten ein Äquivalent zu

50 Niklas Luhmann, „Was ist der Fall“ und „Was steckt dahinter“. Die zwei Soziologien und die Gesellschaftstheorie, Bielefeld 1993.

dem fehlt, was unter Historikern als „Vetorecht der Quelle“ die Basis der Prüfung konkurrierender Interpretationen darstellt. Reinhart Koselleck hat diese allgemein anerkannte, besondere Prominenz der Quelle auf den Begriff gebracht. Er plädierte in seinem mehrfach nachgedruckten Artikel für eine theoriegeleitete Geschichte, ohne allerdings der „Forschung“ einen „Freibrief (zu) erteil(en)“.<sup>51</sup> Dagegen stehe die „unverrückbare Funktion“ der Quellenkritik. „Streng genommen kann uns eine Quelle nie sagen, was wir sagen sollen. Wohl aber hindert sie uns, Aussagen zu machen, die wir nicht machen dürfen. Die Quellen haben ein Vetorecht. Sie verbieten uns, Deutungen zu wagen oder zuzulassen, die aufgrund eines Quellenbefundes schlichtweg als falsch oder als nicht zulässig durchschaut werden können. (...) Quellen schützen uns vor Irrtümern, nicht aber sagen sie uns, was wir sagen sollen.“<sup>52</sup> Kaum kürzer und kaum besser kann ein disziplinspezifisches Ethos resümiert werden.

Soziologen, die uneins sind über das, was gefunden wurde, gehen nicht zu dem, was den Quellen der Historiker entspräche, nämlich homogenen Stichproben aus derselben Grundgesamtheit, sondern kritisieren einander in anderer Form.<sup>53</sup> Anhand von drei Beispielen sollen im folgenden Varianten der soziologischen Kritik knapp beschrieben werden.

### Drei Beispiele

Emile Durkheim veröffentlichte vor hundert Jahren seine berühmte Studie *Der Selbstmord*.<sup>54</sup> Diese ist insofern wissenschaftshistorisch von Bedeutung, weil in ihr sehr ausführlich amtliche Statistiken zitiert und interpretiert werden. „It was the first time that statistical data had been assembled in such an imaginative way to test general propositions about society. There is nothing in the works of neither Marx or Weber to match it.“<sup>55</sup> Selbst wenn man Parkins Interpre-

51 Reinhart Koselleck, Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt, in: Reinhart Koselleck, Wolfgang J. Mommsen u. Jörn Rüsen, Hg., Objektivität und Parteilichkeit, München 1977, 17–46. Wir zitieren nach der erweiterten und modifizierten Fassung in: ders., Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt am Main 1979, 176–207, hier: 206.

52 Ebd.

53 Wir lassen hier den unseres Erachtens weniger häufigen Fall außer Betracht, wo Soziologen über genau dieselben Daten streiten, etwa solche aus dem ALLBUS oder anderen Datensätzen, die routinemäßig erhoben werden, um den soziologischen Betrieb mit Basisdaten zu versorgen.

54 Emile Durkheim, *Der Selbstmord* (1897), Frankfurt am Main 1983.

55 Frank Parkin, *Durkheim*, Oxford 1992, 18.

tation nicht in jedem Punkt folgt, ist doch<sup>4</sup> unbestreitbar, daß in diesem Werk Durkheims in systematischer Weise ein Zusammenhang zwischen statistisch aufweisbaren Korrelationen<sup>56</sup> und theoretischen Behauptungen zu finden ist. Für den vorliegenden Zusammenhang können wir die Frage, ob Durkheim induktiv oder deduktiv vorging, unberücksichtigt lassen. Hier interessiert die von späteren Interpreten und Kritikern aufgeworfene Frage, ob Durkheim mit der einen oder anderen empirischen Behauptung Recht hatte. Jack Douglas und andere<sup>57</sup> verwiesen mit einigem Recht darauf, daß der bei Durkheim prominent berücksichtigte Unterschied der Selbstmordraten bei Katholiken und Protestanten auch damit zu tun haben könnte, daß in den Wertvorstellungen der Katholiken der Selbstmord moralisch stärker verpönt sei und daher nahe Angehörige häufiger als bei Protestanten geneigt sein könnten, einen Selbstmord als Unfall erscheinen zu lassen. Was als Selbstmord klassifiziert und dann gezählt werde, sei verschieden von Messungen etwa des Niederschlags oder der Frequenz bestimmter Massenverkehrsmittel, weil es sich eben nicht um Dinge gleichen Status handle. Auch Durkheimianer konzedieren die Berechtigung dieser Kritik,<sup>58</sup> und Durkheim selbst war sich des Umstandes, daß es sich bei der „Statistik der Motive für Selbstmord (...) (um) eine Statistik der Ansichten, welche die oft subalternen Beamten der Untersuchungsbehörde (...) haben,“<sup>59</sup> handelt, durchaus bewußt.

Kritiker Durkheims behaupteten nun, daß damit die von ihm gemachte Unterscheidung verschiedener Typen des Selbstmordes hinfällig wäre; einige insinuierten, daß die aus diesen Daten entwickelte Anomietheorie widerlegt sei, und schließen daran gelegentlich die Behauptung an, das ganze positivistische Projekt, das die Existenz harter Daten zur Voraussetzung habe, sei gescheitert.

Ohne hier auf Details der Debatte einzugehen, kann man jedenfalls diese sehr weitgehende Kritik von Douglas und anderen zurückweisen, indem man Argumente aus der Popper-Feyerabend-Lakatos-Debatte in Erinnerung ruft, wonach Theorien niemals wegen einzelner widerlegender Befunde gänzlich verworfen werden – und auch nicht verworfen werden sollten.<sup>60</sup> Falsifikationen beziehungsweise

56 Wir vernachlässigen hier, daß Durkheims *Der Selbstmord* unter Methodologen und Statistiker als ein Paradebeispiel des sogenannten ökologischen Fehlschlusses angesehen wird.

57 Vgl. Jack D. Douglas, *The Social Meanings of Suicide*, Princeton 1967; weitere Literatur bei Raymond Boudon u. François Bourricaud, *Soziologische Stichworte*. Ein Handbuch, Opladen 1992, 451–457.

58 Vgl. etwa Steven Lukes, *Emile Durkheim: His Life and Work*, London 1973.

59 Durkheim, *Selbstmord*, wie Anm. 54, 157.

60 Vgl. Imre Lakatos, *Falsification and the Methodology of Scientific Research Programs*, in: ders. u. Alan Musgrave, Hg., *Criticism and the Growth of Knowledge*, Cambridge 1970, 91–195.

Falsifikationsversuche können nämlich dazu veranlassen, die Theorie zu verfeinern. Eben dieses geschah mit der Anomietheorie zwar nicht entlang der Vorschriften der Wissenschaftsphilosophie, aber praktisch immerhin soweit, daß sie weiterlebte. Ihr Informationsgehalt war größer als der Gewinn, den man theoriestrategisch aus einem Verzicht auf diese Theorie aufgrund singulärer widerlegender Befunde ziehen hätte können. Mit anderen Worten: Soziologische Theorien können Widerlegungsversuche recht unbeschadet überleben, weil die Daten kein Vetorecht haben.

Der zweite Fall handelt nicht von einer Theorie, sondern von einer ethnographischen Studie: William Foote Whytes *Street Corner Society*.<sup>61</sup> Whyte berichtete von seinen Erlebnissen in einem Einwandererstadtteil einer amerikanischen Küstenstadt. Er hob hervor, daß die jungen Männer, die an den Straßenecken herumhängen würden, als strukturierte soziale Gruppen, mit Führern und normativen Standards zu analysieren wären; daß sie meist arbeitslos und zu Handlangern des organisierten Verbrechens würden; daß es Unterschiede zwischen Aufstiegsorientierten und Ungebildeteren gebe und vieles mehr, worauf hier nicht näher eingegangen werden muß. Whytes Buch wurde im Lauf der Jahre zu einem Klassiker, wohl auch, weil in einer späteren Auflage ein detaillierter Bericht über die persönlichen Voraussetzungen und die Erfahrungen während der Feldforschung hinzukam; das Buch eignete sich damit als Lehrbuch für Ethnographen. Als Whyte die Pseudonyme zugunsten der echten geographischen Namen austauschte, eröffnete er Jüngeren die Möglichkeit, „Cornerville“ zu besuchen (tatsächlich führten verschiedene in der Nähe befindliche Universitäten in den 1950er und 1960er Jahren dorthin Exkursionen durch) und Nachfolgestudien durchzuführen. Die Publikation einer dieser Replikationen löste eine Kontroverse um die Validität von Whytes Befunden aus. Die kritisierende W. A. Marianne Boelen erhob auch moralische Vorwürfe gegen Whyte, die hier nicht weiter von Interesse sind. Die Kritikerin und die ihre Partei ergreifenden Kollegen<sup>62</sup> warfen Whyte unter anderem folgende Fehler vor:

Soziologische Interpretationen der Daten: Die Entstehung der Straßengangs, die Rolle des organisierten Verbrechens, das Zerbrechen der aus Italien mitgebrachten bäuerlichen Sozialformen, die Wichtigkeit der Politik, das Slum wären von Whyte falsch, verzerrt oder mißverständlich gedeutet worden.

Faktische Fehlwahrnehmungen beziehungsweise Fehldeutungen: Whyte hätte

61 William Foote Whyte, *Die Street Corner Society. Die Sozialstruktur eines Italienviertels* (1943), Berlin u. New York 1996.

62 W. A. Marianne Boelen, *Street Corner Society: Cornerville Revisited*, in: *Journal of Contemporary Ethnography* 21 (1992), 11–51; Patricia A. Adler, Peter Adler u. John M. Johnson, *Street Corner Society Revisited: New Questions about Old Issues*, in: ebd., 3–10.

die Rolle, die die Familie bei italienischen Einwanderern spielt, mißachtet; er wäre wegen mangelnder Kenntnisse des Italienischen von wichtigen Gesprächen ausgeschlossen geblieben, und deshalb sei ihm nur die Fassade der Einwanderersubkultur zugänglich gewesen; entgegen seiner Behauptung sei er nicht an die Hintermänner des organisierten Verbrechens herangekommen. Das alles würde damit zusammenhängen, daß Whyte, der sich als Insider ausgegeben hätte, doch bloß ein außenstehender, vorurteilvoller und vorschnell urteilender Beobachter geblieben wäre.<sup>63</sup>

Die Whyte-Boelen-Kontroverse, die ein berühmtes, auch in Europa wahrgenommenes Pendant in der Mead-Freeman-Kontroverse fand,<sup>64</sup> ist in unserem Zusammenhang in zweifacher Hinsicht von Bedeutung. Auch bei genauer Lektüre der Texte hat man als Leser kaum die Möglichkeit, zwischen den konkurrierenden Dateninterpretationen rational zu entscheiden; fast überall steht Aussage gegen Aussage, und der Leser, der sich selbst ein Urteil bilden will, ist genötigt, zu anderen Beurteilungskriterien als denen der Abwägung zwischen Interpretationen der Daten Zuflucht zu nehmen: Glaubwürdigkeit, Reputation, Ausmaß der kollegialen Unterstützung, Rhetorik treten stärker in den Vordergrund als die ja auch nicht extensiv zitierten beziehungsweise zitierbaren Dokumente (die obendrein den Nachteil haben, daß sie meist Feldnotizen des attackierten Whyte sind). Glaubwürdigkeit erzielt Whyte vor allem dadurch, daß er generelle Argumentationsschwächen oder Literaturunkenntnis seiner Kritikerin angreift – und daß einer der von ihm einst Beforschten das Wort ergreift und sich an die Seite Whytes stellt.<sup>65</sup> Mit anderen Worten, eine externe Validitätsprüfung ethnographisch verfahrenender Sozialforschung erweist sich in einem solchen Fall nahezu als unmöglich.

Die zweite Folgerung schließt daran unmittelbar an. Zwei der drei Soziolog/inn/en, die um Beiträge zu dieser Kontroverse gebeten wurden, entzogen sich genau dieser Validitätsprüfung mit dem Hinweis darauf, daß es falsch wäre, die Hoffnung von Whyte und Boelen zu teilen: „They still want a world out there that proves their theory right or wrong.“<sup>66</sup> Diese eine Welt der positivistischen, sozial-

63 Es ist wichtig darauf hinzuweisen, daß das kondensierte Referieren der Befunde und der an diesen geübten Kritik die Schärfe der Kontroverse unzureichend wiedergibt; viele der Kritikpunkte betreffen idiographische Details, die nur bei Kenntnis des Buches nachvollzogen und eingeordnet werden können.

64 Vgl. Derek Freeman, Margaret Mead and Samoa, Cambridge, Mass. 1983.

65 Angelo Ralph Orlandella, Boelen may know Holland, Boelen may know Barzini, but Boelen „doesn't know diddle about the North End!“, in: *Journal of Contemporary Ethnography* 21 (1992), 69–79.

66 Norman Denzin, *Whose Cornerville is it, anyway?*, in: ebd., 126.

realistischen Soziologie gebe es nicht, sondern nur verschiedene Geschichten. Doch werden nicht Geschichten üblicherweise über etwas außerhalb der Texte liegendes erzählt? Und was ist das ‚dort draußen‘ dann? Eine Welt mit Vetorecht gegenüber falschen Geschichten?

Dieser Fall illustriert, daß es gegenwärtig eine sich selbst als postmodern bezeichnende Strömung in den Sozialwissenschaften gibt, die Fragen der externen Validitätsprüfung für entbehrlich hält. Die Verabschiedung der Validitätsprüfung löst allerdings das Problem der soziologischen Daten nur scheinbar. Wenn die Aufgabe der Soziologie darin besteht, die Suppe auszulöffeln, die sie sich selbst eingebrockt hat, dann mag manchem der antiautoritäre Gestus des Suppenkaspars zusagen. Aber, um im Bild zu bleiben, satt wird der Kaspar davon nicht. Am Beispiel der Whyte-Boelen-Kontroverse kann man vielmehr deutlich machen, wo genau das Problem der Validitätsprüfung in der ethnographisch verfahrenen Forschung liegt. Es gibt im strengen Sinn keine Möglichkeit der Quellenkritik, weil die Quellen in Form von Feldnotizen von demjenigen erstellt wurden, der von Nachkommenden kritisiert wird. Nichts sonst ist übrig geblieben. Whyte offerierte Boelen großzügig Zugang zu seinem Cornerville-Nachlaß zu Lebzeiten, und er konnte das tun, weil er sich sicher war, daß er nicht geschwindelt hatte, sondern das, was er – mit seinen damaligen Augen – sah, richtig notiert hatte und – mit heutigen Augen betrachtet – immer noch für richtig hielt. Boelen, die ein halbes Jahrhundert später zur Meinung gelangte, an Whytes Stelle hätte man doch auch noch dies oder jenes sehen können, konnte den Beweis, daß man dies hätte sehen müssen, nicht erbringen. Ihr Versuch, die Erinnerung von mittelbar Beteiligten – sie befragte unter anderem die Nachkommen des Whyteschen Gewährsmannes „Doc“ – gegen Whyte ins Treffen zu führen, scheiterte, weil es plausibler erschien anzunehmen, daß die Erinnerungen an den angeblich mitgeteilten Dissens „Docs“ gegenüber Whytes Darstellung von den zwischenzeitlich gemachten Erfahrungen aller beeinflusst wurden.

Insoweit ist jede Ethnographie – wie jede Wissenschaft – nur soviel wert wie die Theorie, die in ihr steckt. Im konkreten Fall spricht das für Whyte und gegen Boelen, in einem anderen Fall mag man zugunsten des Nachgeborenen votieren. Das Vetorecht liegt hier nicht bei den Quellen, sondern bei der Theorie, bei der Prüfung der ‚Sauberkeit‘ des methodischen Vorgehens und bei der Beurteilung der Einhaltung allgemeiner Verfahrensvorschriften.

Das dritte Beispiel handelt von einer Kontroverse innerhalb der deutschen Soziologie über eine entscheidende Etappe ihrer Fachvergangenheit. Obwohl seit den

frühen Veröffentlichungen von René König<sup>67</sup>, Heinz Maus<sup>68</sup> und Ralf Dahrendorf<sup>69</sup> das Schicksal der deutschen Soziologie und der Soziologen in Deutschland nach 1933 in Grundzügen bekannt war, wurde die Frage, welche Bedeutung das Jahr 1933 für die Soziologie hatte, mehrfach zum Anlaß heftiger Kontroversen. Eine erste Bekundung einer Meinungsverschiedenheit löste Königs erstmals 1958 benutzte Formulierung, die Soziologie wäre „um 1933 brutal zum völligen Stillstand gebracht“<sup>70</sup> worden, aus. Helmut Schelsky qualifizierte diese Formulierung als „soziologisch undurchdacht“ und als eine „Selbsttäuschung.“<sup>71</sup>

Erst zwanzig Jahre später führte der in den 1950er Jahren nicht ausgetragene Streit zwischen diesen führenden Soziologen ihrer Zeit – dem ehemaligen Emigranten König und dem 1939 in Königsberg für Philosophie und Soziologie habilitierten Schelsky – zu einer ausführlicheren Diskussion. Als Lepsius 1979<sup>72</sup> die König-These überzeugend und ausführlich dokumentiert an prominenter Stelle ausbreitete, reagierte Schelsky mit einer als „Brief“ bezeichneten Replik.<sup>73</sup> Darin versuchte Schelsky Beweise dafür zu erbringen, daß die Thematik der Soziologie schon vor 1933 selbst am Ende gewesen sei, die Melodien durchgespielt gewesen seien und diese Wissenschaft kaum noch Entwicklungskräfte in sich selbst gehabt habe. König antwortete – diesmal ohne irgendeine Art von persönlicher Rücksichtnahme – mit einer prononcierten Stellungnahme.<sup>74</sup>

Aus einer ganz anderen Perspektive opponieren Rammstedt<sup>75</sup>, Klingemann<sup>76</sup> und andere gegen Königs Diktum vom brutalen Stillstand. Diese Autoren zeigen, daß es nach 1933 durchaus weiterhin sozialwissenschaftliche Forschung gab und meinen, deswegen berechtigt zu sein, von einer Kontinuität der Soziologie über die

67 René König, Die Situation der emigrierten deutschen Soziologen in Europa, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 11 (1959), 113–131.

68 Heinz Maus, Bericht über die Soziologie in Deutschland 1933 bis 1945, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 11 (1959), 72–99.

69 Vgl. Ralf Dahrendorf, Soziologie und Nationalsozialismus, in: Andreas Flitner, Hg., Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus, Tübingen 1965, 108–124.

70 René König, Einleitung, in: ders., Hg., Soziologie, Frankfurt am Main 1958, 8.

71 Helmut Schelsky, Ortsbestimmung der deutschen Soziologie, Düsseldorf 1959, 36 f.

72 Vgl. M. Rainer Lepsius, Die Entwicklung der Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg, 1945 bis 1967, in: Günther Lüschen, Hg., Deutsche Soziologie nach 1945, Opladen 1979, 25–70.

73 Vgl. Helmut Schelsky, Zur Entstehungsgeschichte der deutschen Soziologie. Ein Brief an Rainer Lepsius, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 32 (1980), 417–456.

74 Vgl. Helmut Schelsky, Rückblicke eines ‚Anti-Soziologen‘, Opladen 1981; René König, Soziologie in Deutschland. Begründer, Verfechter, Verächter, München 1987.

75 Vgl. Rammstedt, Deutsche Soziologie, wie Anm. 22.

76 Vgl. Carsten Klingemann, Soziologie im Dritten Reich, Baden-Baden 1996.

Zäsur 1933 hinweg sprechen zu können. Die NS-Zeit sei geradezu eine Blütezeit angewandter Sozialforschung gewesen. König replizierte darauf, daß es sich bei der NS-Soziologie um das „fellachenhafte Nachleben“<sup>77</sup> einer des totalen Sinnverlusts anheimgefallenen Disziplin gehandelt habe.

Diese Kontroverse, die nur vordergründig eine der Geschichtsschreiber der Soziologie war und ist, macht zweierlei deutlich. Einerseits diskutieren Soziologen genuin historiographische Fragen, ohne die Praktiken der Historiker zu imitieren. Zwischen König und Schelsky waren nicht die Quellen das Objekt, über das gestritten und deren Interpretation gegeneinander gestellt wurde, sondern die Sichtweisen zweier Augenzeugen – im Sinn von Denzin<sup>78</sup> wurden also inkompatible Geschichten erzählt. Bei den Beiträgen von Rammstedt und Klingemann findet man hingegen die Präsentation von Quellen, von denen man meint, sie seien geeignet, überkommene Interpretationen zu erschüttern. Jedoch könnte man mit guten Gründen argumentieren, daß hier ein anderer Fehler Platz griff: Der Begriff von Soziologie wird anders interpretiert und dennoch wird so getan, als handelte es sich um dasselbe Objekt.

#### Weitere Beispiele

Wie schon erwähnt, haben sich die Historiker im Laufe des 19. Jahrhunderts gewissermaßen darauf geeinigt, daß die korrekte Lesart (in einem mehrfachen Sinn) der Quellen die Richtigkeit eines Forschungsergebnisses entscheiden würde. Dementsprechend wurde seit dem 19. Jahrhundert den Bereichen Quellenkunde und Quellenkritik in der Ausbildung von Historikern ein zentraler Platz eingeräumt.<sup>79</sup>

Die Prominenz der Quelle unter Historikern ließe erwarten, daß wissenschaftlicher Streit vor allem auf der Basis einer Diskussion der Validität der Quelleninterpretation erfolgte. Tatsächlich erscheint dieses Argumentationsmuster gerade in der Zeit der Durchsetzung des quellenkritischen Paradigmas (in der zweiten Hälfte der 19. Jahrhunderts) dominant, und auch im 20. Jahrhundert hält man daran fest. Prominente und weniger prominente Beispiele können hier genannt werden. Beginnen wir mit einem weniger prominenten, heute weitgehend vergessenen Beispiel zur oberösterreichischen Landesgeschichte: Ende der 1950er erschien eine neue Arbeit

77 König, *Soziologie in Deutschland*, wie Anm. 74, 346.

78 Denzin, *Whose Cornerville*, wie Anm. 66.

79 Vgl. nur Droysen, *Historik* wie Anm. 42, 37 ff., oder eine beliebige „Einführung“, z. B. Wilhelm Bauer, *Einführung in das Studium der Geschichte*, 2. verb. Aufl., Tübingen 1928, 157 ff.

zur *Geschichte der Landeseinheit Oberösterreichs*,<sup>80</sup> die sich unter anderem zum Ziel setzte, „den Nachweis zu erbringen, daß das Land ob der Enns (...) schon im 8. Jahrhundert in sein staatliches Eigenleben eintrat (...) (und daß es deshalb) auch als geschichtliche Einheit einen der ersten Plätze unter den Ländern des österreichischen Staates einzunehmen berufen ist.“<sup>81</sup> Ihr Autor, Franz Pfeffer, war unter anderem dadurch motiviert, daß „manche der heutigen Theorien der Territorialgeschichte Oberösterreichs in offensichtlichem Gegensatz zu den Grundgesetzen und geschichtsgestaltenden Kräften des Landschaftsraumes stehen.“<sup>82</sup> Sein Rekurs auf geographische ‚Theorien‘ (hier durchaus im Sinn der Popperschen Definition) und seine Erfahrungen „auf zahlreichen Wanderungen und Fahrten“ bewegten ihn zu einer Interpretation, die schlicht den Tatbestand eines Anachronismus erfüllte. Schon zwei Jahre nach dieser Publikation veröffentlichten die *Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs* einen Block von sechs Artikeln (zuzüglich Vorwort und Zusammenfassung), die in geradezu klassischer Weise das Vetorecht der Quellen gegen Pfeffers Darstellung ins Treffen führten. Auf dem Stand der Kenntnisse Ende der 1950er Jahre wurde sie in allen wesentlichen Punkten erfolgreich zurückgewiesen.<sup>83</sup>

Nicht nur um die historische ‚Wahrheit‘ scheint es allerdings gegangen zu sein, sondern auch darum, eine Art ‚Betriebsunfall‘ wiedergutzumachen – Pfeffers Hypothesen wurden auch in einem wichtigen Kartenwerk publiziert –, und einen (damals) gegebenen Forschungsstand gegenüber einem Außenstehenden zu retten. Die „Heranziehung der neueren Literatur (...) hätte (den Autor) auf alle Fälle vor dem Gedanken bewahrt, das heutige Land sogar auf Karl den Großen zurückzuführen“, lautet der Abschluß der Zusammenfassung.<sup>84</sup> Wenn der Autor doch nicht soviel spazieren gegangen wäre, können wir paraphrasieren.

Trotz all dieser und weiterer zu berücksichtigenden Nebenaspekte (Stichwort: Verteidigung der Körperschaft) scheint klar, daß wir es mit einem Fall von Vetorecht der Quellen – erweitert durch den damaligen Bestand an gesichert erscheinenden historischen Wissensbeständen, die allerdings ebenso diesem Vetorecht unterliegen – zu tun haben. Die Zurückweisung der Pfefferschen Position hätte Pfeffer selbst akzeptieren müssen, was im Fall der oben angesprochenen Whyte-Boelen-

80 Franz Pfeffer, *Das Land ob der Enns. Zur Geschichte der Landeseinheit Oberösterreichs*, Linz 1958.

81 Ebd., 11.

82 Ebd.

83 Vgl. die Beiträge von Kurt Reindel, Kurt Holter, Alois Zauner, Othmar Hageneder und Alfred Hoffmann in: *Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs* 7 (1960), 126–315.

84 Ebd., 315.

Kontroverse nicht der Fall war: Weder mußte Whyte Boelen, noch mußte Boelen Whyte zustimmen.

Rund hundert Jahre zuvor kam es zu einem Streit über die angemessene Interpretation der „deutschen Kaiserzeit“ mit den Protagonisten Heinrich v. Sybel und Julius Ficker.<sup>85</sup> An diesem Beispiel, das auch heute noch unter Historikern geläufig ist, zeigt sich, daß Historiker historische Probleme nicht nur auf der Basis eines Streits um Quellen austragen, sondern vor allem auch als einen Streit um politische oder ideologische Positionen. Der kleindeutsche Historiker Sybel formulierte seine Ausgangsposition eines politisierten Historismus folgendermaßen als den *state of the art* der zeitgenössischen Geschichtswissenschaft:

Die historische Kritik, d. h. die Sammlung und Sichtung des tatsächlichen Materials, die Ermittlung des objektiven Tatbestandes im einzelnen, diese ist ohne Zweifel auf den besten Wegen. (...) Die künstlerische Form ist bei weitem weniger entwickelt; man kann nicht sagen, daß ein einigermaßen fester historischer Stil sich in Deutschland bereits gebildet hätte. (...) Nun aber gibt es noch eine dritte Tätigkeit des Historikers (...), die geistige Ergreifung und Verarbeitung des Stoffes nach politischen und sittlichen Prinzipien (...). Unsere Geschichtsschreibung bedarf auf diesem Gebiete, wenn ich nicht ganz irre, noch eines festeren und schärferen *politischen* Blicks, eines reiferen und konsequenteren politischen Urteils.<sup>86</sup>

Was hier in Anspruch genommen wurde, war eine Art Privilegierung einer ‚richtigen‘ politischen Position, einer (hier:) kleindeutschen *political correctness*. Ficker nützte es in der Folge nur wenig, dagegenzuhalten, daß die „geistige Ergreifung und Verarbeitung des Stoffes (...) nicht nach bereits feststehenden politischen und sittlichen Prinzipien erfolgen darf.“<sup>87</sup> Er wurde von Sybel weitgehend ohne Rekurs auf das in Anspruch genommene hermeneutische Prinzip, ohne Bezug auf die Frage von Quellen und ihrer (unmittelbaren) Interpretation, sondern wegen seiner politischen Haltung oder wegen der unterstellten politischen Implikationen seiner Äußerungen attackiert.

Es wäre wenig sinnvoll, Sybel als einen eher undisziplinierten Vertreter des Historismus zu beschreiben – wie dies Zeitgenossen nicht ohne Ambivalenz taten,<sup>88</sup>

85 Die wesentlichen Beiträge wurden gesammelt in Friedrich Schneider, Hg., *Universalstaat und Nationalstaat. Macht und Ende des Ersten deutschen Reiches. Die Streitschriften von Heinrich v. Sybel und Julius Ficker zur deutschen Kaiserpolitik des Mittelalters*, Innsbruck 1941.

86 Ebd., 8.

87 Ebd., 27.

88 Schneider zitiert Erick Marcks, der sich über ein Buch Sybels nach dessen Tod folgendermaßen äußerte: „In der Geschichte der historischen Erkenntnis war es eine Verirrung, aber der Geschichte

selbst wenn es sich in gewissem Sinne um einen Fall von Devianz der Mächtigen handeln mag. Es erscheint vielmehr notwendig, den Beschreibungen der ‚offiziellen‘ Doktrinen der Historiker, die sich eben nur fallweise ihrer eigenen Maximen erinnern, Beschreibungen ihrer Praktiken hinzuzufügen. Dann stellt sich zwar heraus, daß seit dem Historismus – in seinen positivistischen Varianten – nicht nur ein Codex der Validierung durch Quellen als eine Art offizieller Doktrin etabliert wurde, der gegen viele Zweifel die Wissenschaftlichkeit der Geschichte sicherstellen sollte, sondern auch, daß dieser Codex nur in manchen Klassen von Streitfällen benutzt wurde (und werden kann), um eine Entscheidung herbeizuführen.

Auch wenn wir uns mit dem sogenannten Historikerstreit der Jahre 1986/87 beschäftigen,<sup>89</sup> fällt auf, daß hier nur fallweise auf den spezifischen Status von Quellen rekurriert wurde. Wesentlich bedeutsamer waren in dieser Auseinandersetzung eine Art politisches *labelling* sowie die Frage der Zugehörigkeit zur Disziplin Geschichte: Gerade dem Nicht-Historiker Jürgen Habermas hielt man den Mangel an Historiker-Tugenden vor. Auch die wissenschaftshistorisch gesehen vermutlich weitaus bedeutenderen Auseinandersetzungen während der Fischer-Kontroverse der 1960er Jahre über deutsche Kriegsziele und den Beginn des Ersten Weltkrieges rekurrierten nur selten auf die Ebene der Quellen (zum Beispiel bei der Diskussion der Tagebücher Kurt Riezlers); vielmehr stritt man über die richtige patriotische Position und um Fragen der Zurechnung und Interpretation (zum Beispiel auf einer Skala ‚defensiv‘–‚offensiv‘).<sup>90</sup>

Geschichte läßt sich – darauf soll abschließend hingewiesen werden – ja durchaus in einer graduell unterschiedlichen Nähe zu Quellen schreiben, die, folgt man Robert F. Berkhofers Typologie von *degrees of intervention*, von der Wiedergabe der Quelle selbst bis hin zur freien Erzählung über eine „Große Vergangenheit“ reichen.

First degree: reproduction of the documents and artifacts (...) Second degree: reproduction of part of a set of remains through quotation in a text (...) Third degree: description with a minimum of authorial voice or interpretation (...) Fourth degree: description beyond paraphrase (...) Fifth degree: extrapolation by pointing out implication and meaning in terms of what happened later (...) Sixth degree: extrapolation of conclusions

unseres werdenden Staates gehört es bleibend und glänzend an.“ Schneider, *Universalstaat*, wie Anm. 85, XIX.

89 Vgl. „Historikerstreit“. Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung, München u. Zürich 1987.

90 Vgl. z. B. die zusammenfassende Darstellung bei Imanuel Geiss, *Die Fischer-Kontroverse. Ein Beitrag zum Verhältnis zwischen Historiographie und Politik in der Bundesrepublik*, in: ders., *Studien über Geschichte und Geschichtswissenschaft*, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1974, 108–198.

and lessons (...) Seventh degree: representation of the past in a text (...) Eighth degree: interpretation as a school (...) Ninth degree: postulation of the Great Past.<sup>91</sup>

Bei den meisten Debatten über Praktiken und Standards der Geschichtswissenschaft entfällt allerdings dieser erweiterte Blick auf die Geschichtswissenschaft als Teil einer ‚Geschichtskultur‘. Die Konstruktivität der Geschichte verbirgt sich allzuoft hinter ihrer Textgestalt, die vom Commonsense der Disziplin inspiriert ist, und an die sich Historiker ganz einfach gewöhnt haben. Erst dort, wo Authentizität offensichtlich simuliert wird, wird Konstruktivität systematisch zum Thema gemacht.<sup>92</sup>

Für die systematische Beobachtung der wissenschaftlichen Praktiken von Soziologen und Historikern gibt es noch keine verbindlichen Modelle. Konnten sich für den Bereich der Naturwissenschaften oder den der technischen Großforschung die sogenannten Laborstudien<sup>93</sup> relativ erfolgreich etablieren, fehlt für Disziplinen wie Geschichte und Soziologie (und vergleichbare Bereiche) ein Äquivalent.

Die Verbesserung der Kommunikation zwischen den Disziplinen Geschichte und Soziologie, deren Trennung, wie Pierre Bourdieu meint, „jeder wissenschaftstheoretischen Grundlage entbehrt“<sup>94</sup>, wird nicht nur die Beschäftigung mit je ‚eigenen‘ und ‚fremden‘ kognitiven Traditionen zur Voraussetzung haben, sondern vor allem auch die Auseinandersetzung mit ‚eigenen‘ und ‚fremden‘ Praktiken einer Konstruktion der Welt ‚dort draußen‘ und der Welt ‚von gestern‘.

91 Robert F. Berkhofer Jr., *Beyond the Great Story. History as Text and Discourse*, Cambridge, Mass., u. London 1995, 148 ff.

92 Für den Fall der ‚Naturgeschichte‘ vgl. z. B. Timothy Lenoir u. Cheryl Lynn Ross, *The Naturalized History Museum*, in: Peter Galison u. David J. Stump, Hg., *The Disunity of Science. Boundaries, Contexts, and Power*, Stanford 1996, 370–397.

93 Vgl. Karin Knorr, *Die Fabrikation von Erkenntnis*, Frankfurt am Main 1984; dies., *Laborstudien. Der kultursoziologische Ansatz in der Wissenschaftsforschung*, in: Renate Martensen, Hg., *Das Auge der Wissenschaft. Zur Emergenz von Realität*, Baden-Baden 1995, 101–135.

94 Bourdieu u. Wacquant, *Reflexive Anthropologie wie Anm.* 31, 120.

## Abstracts

Ernst von Glasersfeld: *Small History of Constructivism*, pp. 9–17.

The article provides a series of hints on constructivist thinkers prior to the emergence of „radical constructivism“, starting with the Presocratics and progressing via Vico, Berkeley, Kant or Vaihinger and others. Following this the author investigates such core constructivist notions of „knowledge“ and „environment“ and concludes with a plea for an „ontological agnosticism“ which, in more than one way, leads back to the beginning of the article, namely to the presocratic schools of thought.

Siegfried J. Schmidt: *Observing History. History and Historical Science from a Constructivist's Viewpoint*, pp. 19–44.

The article argues an extension of „intended applications“ of present day radical constructivism to the domain of historical sciences. After a brief presentation of constructivism's core theory of „observing observations“, a long exposition is undertaken in which central historical notions like „memory“, „remembering“ or „forgetting“ are re-defined and adapted to the overall constructivist framework. Further extensions of the notion of memory to the societal level are made, for instance, the new notion of „politics of memory“ will be introduced which, hopefully, will offer new insights into the interplay between the physical infrastructures of, *horribile dictu*, „information bases“, „knowledge utilizations“ and the steering mechanisms of societal sub-systems, primarily, but not exclusively, of the economic system.

Gebhard Rusch: *Constructivism and the Traditions of the „Historik“*, pp. 45–75.

The present article undertakes a systematic exposition of three divergent domains, ranging from core topics of radical constructivism up to current options of the historical sciences. In the first part, a constructivist explication of various concepts is performed which centres around notions like memory, remembering, time or communication. In a second step, a brief review is presented on major perspectives with respect to the philosophy of history, starting from the unexpectedly modern